

Aus dem Inhalt:

Behinderte Arschgeigen: Interview mit Martin Fromme Seite 3

Opferecke Seite 2

Behinderung und Sexualität Seite 4

Lichtenberg: Der Berg ruft Seite 5

Was nicht passt, wird passend gemacht Seite 7



mondkalb

Zeitschrift für Politik & Kultur

Glücklich ist, wer vergisst. . .

von Jan Plöger und Karsten Krampitz

Was ist denn das nun: Glück? Seit der Antike haben sich ganze Kohorten von Philosophen darüber die Köpfe zerbrochen – Hedonisten, Utilitaristen usw. Ist Glück nun ein Maximum an Lust? Oder nur ein Vorgang mit überraschend positivem Ausgang? Oder gar eine Frage der Chemie, ein Überschuss an hirneigenen Opiaten? Merkwürdigerweise taucht diese

Erst die amerikanische Verfassung aus dem Jahre 1787 benennt neben Leben und Freiheit auch das Streben nach Glück („pursuit of happiness“) als unveräußerliches Grundrecht.

Wie auch immer, selig und irgendwie auch glücklich sind die, die arm im Geist sind. Oder wie in der Fledermaus-Operette: „Glücklich ist, wer vergisst, was nicht mehr zu ändern ist“ – eine Behinderung zum Beispiel. Es soll ja

es bei ihm schon ein liebgewordener Brauch, den Wert menschlichen und nichtmenschlichen Lebens zu vergleichen resp. gleichzusetzen. Für Singer ergibt sich aus dem Umstand als Mensch geboren worden zu sein, nicht notwendigerweise ein größeres Recht auf Leben als für ein Tier. Die Trennung in menschliches und nichtmenschliches Leben wäre Speziesismus, also eine weitere Form der Diskriminierung. Und wenn schon die Tiere schlecht behandelt werden, dann geht das auch bei Menschen in Ordnung, sagt Singer. Zumindest bei denen, die für ihn auf derselben Stufe wie Tiere stehen. Wer hat eigentlich ein Recht zu leben? Diese Frage treibt Singer um. Lebewesen, die kein Bewusstsein von sich selbst haben, hätten dieses jedenfalls nicht per se. Folglich dürften andere darüber entscheiden, ob sie leben oder sterben. Sterben kann man auch vor Langeweile. Eine Theorie wird nicht besser, und schon gar nicht

immer wieder gern angeführt wird das Beispiel mit dem „offenen Rücken“: Eine Spina bifida ist selbstverständlich eine schwere Beeinträchtigung, je nach Schweregrad der Rückenmarksschädigung. Einige Menschen mit dieser Behinderung sind leicht gehbehindert, andere leben mit einer Querschnittlähmung und sitzen im Rollstuhl. Auch haben viele Betroffene keine Kontrolle über Blase und Darm, oftmals noch einhergehend mit einem Hydrocephalus, besser bekannt als „Wasserkopf“. Verständlich, dass sich diese Menschen nicht auch noch als Gegenstand ethischer Debatten sehen wollen, in deren Mittelpunkt die Frage steht, ob ihr „Leiden“ so schlimm sei, dass es ethisch verwerflich wäre, Babys mit dieser Diagnose weiterleben zu lassen. Laut Singer müsse Eltern jedoch das Recht eingeräumt werden, sich für die Tötung ihres behinderten Babys zu entscheiden, selbstverständlich nach einer völlig „unabhängigen“ Beratung durch einen Arzt... Wenn sie dann noch wollen, können sie ja immer noch ein nichtbehindertes Kind bekommen – und alle sind glücklich. Singer führt das Beispiel einer australischen Klinik an, die herausfand, dass nach zwei Jahren von 79 nichtbehandelten Säuglingen mit

Check bestanden hat. Hauptsache nichtbehindert!) Wieder und wieder fragt Singer nach dem Leiden. Ein Leiden, das durch seine Thesen auf jeden Fall verlängert wird. Singer verspricht den einen Glück, indem er das vermeintliche Unglück der anderen zu minimieren resp. zu beenden trachtet. Vom Ausmaß des jeweils zu erwartenden Leids hänge ab, ob ein Mensch sterben oder leben soll. Nur: Wer definiert Leid, das ja doch letzten Endes eine subjektive Empfindung ist? Wer kann exakt sagen, wann und bei wem das Glück endet und das Leiden beginnt? Eines aber ist sicher, mit den Worten der Bremer Stadtmusikanten: Etwa Besseres als den Tod finden wir noch allemal.

Check bestanden hat. Hauptsache nichtbehindert!) Wieder und wieder fragt Singer nach dem Leiden. Ein Leiden, das durch seine Thesen auf jeden Fall verlängert wird. Singer verspricht den einen Glück, indem er das vermeintliche Unglück der anderen zu minimieren resp. zu beenden trachtet. Vom Ausmaß des jeweils zu erwartenden Leids hänge ab, ob ein Mensch sterben oder leben soll. Nur: Wer definiert Leid, das ja doch letzten Endes eine subjektive Empfindung ist? Wer kann exakt sagen, wann und bei wem das Glück endet und das Leiden beginnt? Eines aber ist sicher, mit den Worten der Bremer Stadtmusikanten: Etwa Besseres als den Tod finden wir noch allemal.

Spina bifida noch fünf lebten. Ja und? Mit der gleichen Begründung könnte man auch die Lebenserwartung von Babys untersuchen, denen die Milch verweigert wird. Warum Singer bei der Gelegenheit nicht seine schwer demenzkranke Mutter vom Leiden erlöst hat, möchte er nicht verraten. Dabei verfügen Menschen wie sie über kein Bewusstsein von sich selbst. Glücklich ist, wer vergisst. „Sie ist ja meine Mutter!“ beteuerte Singer bei Maischberger. Auch wenn das viele Geld, welches zur Pflege aufgebracht wurde, an anderer Stelle, etwa in der Entwicklungshilfe, vielleicht besser aufgehoben wäre. Woanders sterben Kinder, nur weil Singers Mutter sich das Hirn mit Opiaten zuballern musste. Ach ja: Mit den Nazis habe das alles nichts zu tun. Denn die hätten, so Peter Singer, nicht aus Mitleid und Anteilnahme getötet. Apropos Mitleid - wenn Mütter ihre Kinder umbringen dürfen, dürfen dann auch Kinder ihre Mütter umbringen? Vorschlag: Die vielleicht berühmteste Schluss-Szene der Filmgeschichte ist die bei „Einer flog übers Kuckucksnest.“ Der Kriminelle McMurphy, gespielt vom unsterblichen Jack Nicholson, wird nach einem Eingriff am offenen Gehirn aus dem OP geschoben und dämmert komatös im Krankenbett vor sich hin. Glücklich ist, wer vergisst. Wir wissen nicht, ob McMurphy ein Bewusstsein von sich selbst hat, auf jeden Fall weckt er nicht den Eindruck. Sein Zimmerkumpel, der alte „Häuptling“, kann sich nun überhaupt nicht vorstellen, dass McMurphy derart dahinvegetieren möchte. Und so fasst die Rothaut einen folgenschweren Entschluss... Und genauso stellen wir uns Peter Singer vor, mit dem Kissen in beiden Händen, am Bett seiner Mutter: „Was haben sie dir angetan! Nein Mama, ich lass dich hier nicht zurück...“ Mal davon abgesehen, hat der Häuptling im Film wenigstens den Mund gehalten.



Kategorie im Kommunistischen Manifest überhaupt nicht auf. Von einem Gespenst ist die Rede, von der „Expropriation der Grundeigentümer und Kapitalisten“, aber nicht von Glück. Auch Jesus und seine Jünger versprechen kein Glück. Im Neuen Testament taucht das Wort an keiner Stelle auf. Als kenne das Christentum nur Vokabeln wie Gnade, Heil und Frieden. Anders dagegen im Alten Testament: „Ein böses Maul wird kein Glück haben auf Erden.“ (Psalm 140, 12)

tatsächlich Menschen geben, die im Alltag ihre Handicaps völlig vergessen haben. Nicht zu ändern ist die Geburt eines behinderten Kindes, auch nicht durch Tötung. Und erst recht nicht zu ändern ist wohl die Aufmerksamkeit, die bestimmten Glücksforschern wieder und wieder in den Medien zuteil wird, allen voran der Philosoph Peter Singer, Autor des Bestsellers „Praktische Ethik“. Bei der schwangeren Maischberger auf der Couch – Titel der Sendung: „Wer hat ein Recht auf Leben?“ – ist

interessanter, je öfter sie wiederholt wird. Ein Philosophieprofessor und bekennender Tierethiker aus Down Under schwingt sich zum Anwalt der leidenden Kreatur auf. Tiere und Schwerstbehinderte bewegen sich für Singer moralisch auf einer Stufe. Den Eltern und Vormündern letzterer empfiehlt er zwar nicht den Abdecker, doch stellt in dieser Gedankenwelt das Thema „Euthanasie“ kein Tabu mehr dar. (Und offensichtlich auch nicht für Sandra Maischberger, deren Kind ja bestimmt den Pränataldiagnostik-

Krüppel aus dem Sack / Teil 1

Von P. R. Iapós

Die Zeiten, wo Leute wie ich, also Leute im Rollstuhl oder an Krücken, Leute mit Buckeln oder Zuckungen, sich selbst als Krüppel titulierten, sind längst vorüber. Schon lange ist politisch korrekter Sprachgebrauch angesagt. Und so heißt es schon ewig „Behinderte“. Es dauerte nicht lange und es wurde befunden, dass dieses alleinige Abheben auf eine Eigenschaft, noch dazu auf eine abwertende Eigenschaft, auch diskriminierend sei. Es wäre lange genug von Behinderten die Rede gewesen. Wir müßten nun endlich einmal Wert darauf legen, dass von behinderten Menschen, besser noch von Menschen mit Behinderungen gesprochen würde. Doch ich will mich nicht so bezeichnen. Es ist mir einfach peinlich, mein Menschsein so herauszustellen. Dieser Sprachgebrauch ist auf den ersten Blick wohlmeinend und pädagogisch. Das gefällt mir schon nicht, wenn ich so übergut, so besonders als Mensch gehandelt werde. Da ist etwas faul. Bei genauerem Hinhören frage ich mich nämlich, was es für Gründe gibt, so zu tun, als bestünde ernsthaft Sorge, dass unsereins mit behinderten Tieren

verwechselt wird.

Andere fanden den Sprachgebrauch „behinderte Menschen“ immer noch zu brutal und wollten mich als „Mobilitätseingeschränkten“ durch die Moderne rollern lassen. Die nannten dann auch allen Ernstes Kleinwüchsige (ich gebe zu, „Lilliputs“ klingt sehr seltsam) „vertikal Herausgeforderte“ und Särge „Erdmöbel“. Aber die konnten sich nicht durchsetzen. Schade, das wäre wenigstens lustig geworden. Ich weiß, eigentlich müßte ich „der/die Behinderte“ schreiben, um der verblödeten Leserschaft klarzumachen, dass ich nicht nur die Männer meine. Oder ich rede von mir als „RollstuhlfahrerIn“, weil ungerechterweise bisher immer nur männliche Sammelbegriffe gebraucht wurden. Wenn es schon um politisch korrekte Sprache geht, sollte auch im Randgruppenbereich der Menschen mit Behinderungen Konsequenz herrschen: Da man/frau uns RollstuhlfahrerInnen im allgemeinen Sprachgebrauch so übergeht/fährt, müßten wir Neuregelungen einfordern. Wie wär's mit: „mir geht's/fährt's so lala“, „ein guter Verlauf/roll“, „längst vergangene/fahrene Zeiten“, „Vertreter/roller“ oder „Stand/sitzpunkt“. Wenn dann anstatt von einem „geilen Abgang“ von einer „geilen Abfahrt“ gesprochen wird, können vor allem SkifahrerInnen ohne weiteres nachvollziehen, worum es geht. Okay - RollstuhlfahrerInnen fahren relativ selten Ski. Wie man/frau's aber auch macht... Na ja, der Kontext wird's schon bringen. Jedenfalls sind wir dann auch einverstanden, dass zum Ausgleich

von „Erfahrung/wanderung“ gesprochen wird, oder Onkel Heinrich „einen fahren/gehen“ lässt. Verständnisprobleme könnte es lediglich bei Sätzen wie diesem geben: „Ein derartig schweres Vergehen/fahren fordert auch ein entsprechend hartes Verfahren/gehen.“ Ich denke, wir sollten die Tatsache mehr beachten, dass in Zeiten, in denen offiziell nur noch von „Menschen mit Behinderungen“ geredet werden darf, auf dem Schulhof oder in der Disco das Wort „behindert“ Furore gemacht hat. Ein Wunder der Integration? Nein, „voll krank“ oder „voll behindert“ sind beliebte Abwertungsflaskeln. Das passt dazu, dass diese Kolumne „Krüppel aus dem Sack“ heißt. Ich soll also dieser Krüppel sein, der wie im Märchen der Knüppel aus dem Sack heraus fährt und auf die Leute eindrischt? Das Schreck- und Zerrbild, das weh tut? Ist ja voll behindert, ejh! Wenn das alles ist, mach ich nicht mit. Deshalb greife ich wie ein Ertrinkender nach dem Strohalm nach dem anderen Teil der Metaphorik im Titel dieser Kolumne, dem Sack, dem Ursprung meines Mannseins nahe am Zentrum meiner Männlichkeit gelegen. Allerdings greife ich tatsächlich nur metaphorisch an meinen Sack, denn meine Muskeln sind so schwach, dass ich meine Hand aus eigener Kraft nicht da hin kriege. Ich kann es mir also nicht selbst machen. Deshalb bin ich immer mal im Bereich sexueller Dienste unterwegs. Aber davon später...

Opferecke

In der Opferecke beantworten wir Fragen, die Sie, verehrte Leserschaft, an die Redaktion stellen. Es sollten Fragen von allgemeinem Interesse sein und sie sollten irgendeinen Bezug zum Thema Behinderung haben.

Warum aber heisst nun diese Rubrik „Opferecke“? Das Wort „Opfer“ hat in letzter Zeit eine ähnliche Karriere wie das Wort „behindert“ gemacht. In den vergangenen Jahren durfte nicht einfach mehr nur von „Behinderten“ geredet werden. Es musste politisch korrekt „behinderte Menschen“ oder gar „Menschen mit Behinderungen“ heissen. Auf dem Schulhof indessen wurde „behindert“ zum beliebten Schimpfwort.

Wenn heute ein Neuköllner Teenager zu seinem Kumpel sagt: „Du blickst doch gar nichts mehr, weil du voll das Opfer bist!“, dann bezieht sich das nicht auf unschuldiges Leiden. Neuköllner Jugendliche und andere junge Menschen der Unterschicht wollen nicht Opfer sein. Deshalb werden sie auch schnell zu Tätern. Als Dealer, Autoknacker und Zuhälter



Berlin durch die HintertürFatowettbewerb der FDSE

kommen sie dann sehr schnell in den Knast und nie zu einem festen Einkommen - die Opfer. Ebenso möchte auf dem Pausenhof der Rütli Schule keiner als behindert gelten. Und trotzdem ist ein Großteil der Schüler als lernbehindert eingestuft.

Wir sind da ganz anders. Wir stehen dazu, behindert zu sein. Mehr noch: wir stehen drauf. (Auch wenn die wenigsten von uns überhaupt stehen können.) Und weil wir behindert sind, sind wir auch Opfer. Logisch. Seit wann sind Behinderte Täter? Doch

selbst, wenn Sie nicht behindert sind, verehrte Leserin, verehrter Leser, ist die Opferecke etwas für Sie. Denn wer stellt schon Fragen an eine Zeitungsredaktion? Leute, die es nicht blicken, Opfer eben.

Doch nun zu den ersten Fragen (zu den letzten kommen wir später). Sie wurden an uns nicht nur von Freunden, Bekannten, Nachbarn und anderen Neuköllnern herangetragen, sondern von der breiten Leserschaft des Mondkalbs in Erwartung der ersten Ausgabe. Manche Frage schien dem Fragesteller so peinlich, dass er sich kaum getraute, sie uns als Berufsbehinderten zu unterbreiten.

Wir haben die drei interessantesten für die erste Nummer ausgewählt:

Kann man mit Anus praeter Analverkehr haben?

Gibt es unter Pygmäen Kleinwüchsige?

Warum grüßen sich Rollstuhlfahrer, wenn sie sich auf der Straße begegnen, selbst wenn sie sich nicht kennen?

die betroffenen Personen nicht größer als einen Meter fünfzig sind - eher deutlich kleiner. Kopf und Rumpf sind oft in derselben Größe wie bei anderen normalwüchsigen Menschen. Beine und Arme sind aber deutlich verkürzt. Eine andere bekannte Art der Kleinwüchsigkeit bringt Miniaturnormalos hervor, d.h. sie sind in üblicher Weise proportioniert, aber signifikant kleiner als der Durchschnitt. Bei den Pygmäen hat sich dieses Merkmal bei allen Stammesangehörigen durchgesetzt. Dabei kann niemand sagen, ob früher diese Gruppe, wie andere Gruppen auch, in der Hauptsache aus normalwüchsigen Individuen bestand und ob sich auf Grund von geografischer Isolation o.ä. der Kleinwuchs verbreitet hat, bis er zum Allgemeinmerkmal wurde, oder ob sich Kleinwüchsige verschiedener Gruppen zum Stamm der Pygmäen zusammengefunden haben bzw. ihnen nichts anderes übrig blieb, als sich zu organisieren, weil sie aus ihren Herkunftstribals ausgeschlossen wurden. Die erste Selbsthilfegruppe der Menschheit sozusagen. Sie wollten keine Opfer sein und wurden Pygmäen.

Auch die Frage der sich grüßenden Rollstuhlfahrer streift die Thematik der Ethnisierung von Behinderung. Fühlen sich Rollstuhlfahrer als ein eigenes Volk? Grüßen sie sich deshalb, wenn sie sich in der Stadt sehen? Indianer machen das ja auch. Immerhin besteht die Gehörlosengemeinschaft darauf, zumindest als eigene Kultur anerkannt zu werden, denn sie haben ja eine eigene Sprache.

Ich glaube trotzdem, dass eine einfachere Erklärung greift. So viele Rollstuhlfahrer gibt es nicht - auch nicht in einer Millionenstadt -, als dass sie sich nicht kennen würden. Zumindest gibt es nicht so viele, die ausreichend mit Assistenz, Hilfsmitteln und Selbstbewusstsein ausgestattet sind, um sich unter Menschen zu begeben. Rollstuhlfahrer, die sich auf der Straße begegnen, sind integrierte behinderte Bürger - und die sind selten. Man kennt sich also oder wird sich demnächst kennenlernen oder müsste sich zumindest kennen. Da grüßt man sich vorsichtshalber.

Noch eine Bemerkung zum Schluss: Wenn Sie, verehrte nichtbehinderte bzw. nicht rollstuhlfahrende Leserin, verehrter nichtbehinderter bzw. nicht rollstuhlfahrender Leser, das Bedürfnis haben, einen Ihnen nicht bekannten Rollstuhlfahrer auf der Straße zu grüßen oder zumindest aufmunternd zuzunicken, haben sie Mut. Tun sie es. Das machen Opfer untereinander so.

Bist Du behindert, Du Nazi!?

Ein Grufti steht wie die Kuh vorm neuen Tor und versteht Bahnhof

von Lothar Caputh

Von political correctness kann bei der neuen Jugendsprache nicht die Rede sein – voll im Gegenteil. Und das ist gut so. Soweit ich verstanden habe könnte die Überschrift in etwa so übersetzt werden: Benimm Dich endlich, Du Schwachkopf. Wer hätte das gedacht? Wer von uns Grufties?

Ein gültiges Wörterbuch der Jugendsprache gibt es nicht und kann es nicht geben, denn sie ist ein Wortverflüssiger, der Bedeutungsveränderung nicht nur erleidet, sondern aktiv betreibt. Bedeutungen werden erweitert oder auch eingengt, verschoben oder gelegentlich mal völlig ins Gegenteil verkehrt. Neue Wörter entstehen durch Verdeutschlichung, wie zum Beispiel „joinen“. „Joinen“ kann man so gut wie alles, Döner zum Beispiel oder Videotheken oder Partys, was sogar die englische Bedeutung aus den Angeln hebt. Voll „abgespaced“. Der Grufti bleibt ratlos zurück. Wir könnten uns so nicht verständigen – Jugendliche wohl.

Grenzüberschreitung und Tabubruch wären dabei Programm, wenn der Prozeß als Programm verlief. Nehmen wir die Verwandlung vom Adjektiv

„behindert“ zum Substantiv „Behindi“ oder auch kurz „Hindi“, das schon wieder an den guten alten „Hirni“ erinnert und auch dessen Bedeutung übernommen hat. Wer könnte sich so was ausdenken? Oder nehmen wir den wahllosen Gebrauch der Vorsilbe „ab“, also etwa in „abkacken“, „ablatzen“, „abmoffen“ oder „absicken“, was ein anders Wort für „chillen“ ist. Und so gelangen diese Schöpfungen mitunter auch in den gängigen Sprachgebrauch von Junggrufties. Da schnellste ab. Die Rate der Wortmutationen ist dabei extrem hoch. Schon aus diesem Grunde wäre ein Wörterbuch am Erscheinungstag bereits veraltet – vergruftet, wenn ich mir selber mal einen Versuch auf diesem Gebiet erlauben darf.

Die DNS wird manchmal als „Sprache des Lebens“ bezeichnet. Auch sie braucht neben der getreuen Kopie von Generation zu Generation ein gewisses Maß an Variabilität. Sonst gäbe es keine Veränderung. Die Sprache als gesellschaftliche Kommunikation braucht diese Konstanz auch, aber andererseits weit höhere Plastizität als die DNS. Nicht nur, weil sie einer sich verändernden Realität Rechnung tragen muß, sondern weil sie selber die Realität ändert und ändern will. Sprache

ist schöpferisch und Quelle des Neuen. Jugendsprache treibt dieses Spiel auf die Spitze. Sie ist ein ständiger Angriff auf die Grenzen des Überlieferten, Revolte und Experiment in einem. Sie konstituiert die Gemeinschaft derer, die sie sprechen und schließt diejenigen aus, die das nicht können und nie können werden.

Lehrer und Eltern kommen zwangsläufig von Zeit zu Zeit mit ihr in Berührung und zeigen sich in der Regel schockiert. Auch dieser Effekt macht offenbar Spaß. Als ich vor ein paar Jahren von meinem damaligen Lebensabschnittsohn zum ersten Mal mit unserem „behindert“ konfrontiert wurde, zeigte ich mich extrem belehrend und hob zu diesem Behufe sogar meine Stimme. Ich war irritiert, wusste jedoch noch nicht, dass Irritation die Voraussetzung für Lernen ist – Lernen im Sinne von sich öffnen.

Wenn man selber ein bekennender Hirnamputierter ist, kann das Wort „behindert“ schmerzhaft sein. Dabei übersieht man schnell, dass Jugendsprache weder bösartig noch gewalttätig ist. Ihre immer mitschwingende Grundbotschaft lautet: Wir sind die, die Spaß verstehen. Und denjenigen, die das nicht verstehen, sagt sie: Komm mal klar, Alter.

Nase voll vom Chef?



Wir sind die Alternative zum Zivildienst.



Infos unter: www.bundeswehr.de



KENNST DU DEN, WO EINER ÜBER SEINE BEINE STOLPERT UND NICHT WEISS, WOHIN MIT DEN HÄNDEN ?

DER IST GUT ! DER IST GUT ! DER IST GUT !

Karikatur: Rattelschneck

„Auch unter Behinderten gibt's Arschgeigen“

Interview mit dem Comedian Martin Fromme

Auf der Homepage des Komikerduos „Der Telök“, dessen eine Hälfte Martin Fromme ist, findet sich die Frage: „Wie hat Martin seinen Arm verloren?“ Antwort: Eines Abends kam die böse Hexe des Nordens und hat den Arm weggehext. Nein Quatsch, es war ja ein Drache...“ Und auf die Frage, warum sein Kollege so klein ist, heißt es: „Das geht euch einen Scheißdrück an!“ Also so mussten wir über andere Dinge reden...

Martin, wie ist denn so der Erfolg von Para-Comedy?

Auf dem Sender haben wir mit die höchste Einschaltquote. Der Sender hat sechs neue Folgen geordert, und so fanden wir demnächst wieder an zu drehen.

Du hast aber auch gesehen, was sonst noch bei „Comedy Central“ läuft? Badesalz kann man sich wohl noch anschauen...

Die Leute beim Sender fangen doch grade erst an; die sind dabei, sich zu finden. Die Eigenproduktionen werden sicher noch zunehmen.

Aus einer Selbstdarstellung des Senders:

„Die ungewöhnlichsten Showstars! COMEDY CENTRAL interpretiert das Prinzip „Versteckte Kamera“ endlich neu und anders. In „Para-Comedy“ spielen körperbehinderte Comedians die Hauptrolle und werden zu Protagonisten tückischer Lachgeschichten. Sie führen Passanten mit ihrer Behinderung gezielt in die Irre. Dabei werden die überrumpelten „Normalen“ zu entzückenden Nebendarstellern und wertvollem Pointenbeiwerk. Bisher ungewöhnliche Showstars, die schon Erfahrungen als Comedians sammeln konnten und endlich aus der Grauzone ihrer Tätigkeit hervortreten möchten, konfrontieren ihre Mitmenschen auf lustige Art mit ihrem individuellen Handicap.“

Wessen Idee war das eigentlich mit Para-Comedy?

Die Idee kommt aus England. Dort wurde eine Folge gedreht, unter dem Titel „Spasticus“. Das wurde mit relativ großem Aufwand, also mit sehr viel Geld gedreht, die Sache ist dann aber nicht weiter verfolgt worden. Für unsere deutsche

Produktionsfirma war das jedenfalls der Aufhänger. So haben sie mich dann gefragt, und ich wollte erst nicht.

Was waren deine Zweifel?

Dass ich wieder verballert werde, dass es wieder in die Schiene geht, wie bei allen Sendern zuvor: Als Drei-Minuten-Männchen wirst du gebraucht und verbraucht. Bei Harald Schmidt war das so. Dass man in der Sendung mal dieses Schockelement haben wollte, worauf die Zuschauer nicht vorbereitet waren – und das war's dann. Danach wird nie wieder nach dir gefragt, du kommst einfach nicht mehr rein. Bei „Para-Comedy“ ist es anders, die Zuschauer sind auf den Schock vorbereitet. Von vornherein ist klar, in der Sendung geht es um die Behindertenthematik; da sind Behinderte und die machen halt Comedy.

In einer Szene bist du vorher in die Scheiße getreten und hast anschließend Passanten aufgefordert, dir doch bitte die Schuhe zuzubinden. Ist das wirklich witzig?

Diese Geschichte war ja sehr plakativ. Sie sollte zeigen, dass auch ein Behinderter mal das Recht hat, ein Arschloch zu sein. Die Leute haben doch ein völlig falsches Bild von uns. Auch unter Behinderten gibt's jede Menge Arschgeigen. – Ob das nun lustig ist oder nicht, muss jeder für sich entscheiden. Wenn man mit „Para-Comedy“ grundsätzliche Probleme hat, muss man alle Formate, die mit versteckter Kamera agieren, in Frage stellen. Die Leute jedenfalls, die mir da die Schuhe zugebunden haben, die waren ausnahmslos sehr charmant, die sind auch kurz nach dem Dreh aufgeklärt worden. Alle sind sie gefragt worden, ob das gesendet werden darf. Da fühlte sich keiner auf den Schlipps getreten.

Wie waren denn die Reaktionen innerhalb der Community, der Behindertenszene?

Ich hab ja nicht allzu viel Kontakt dahin. Nur jetzt bekomme ich sehr viele Mails von Behinderten, die sich bedanken, dafür dass sich endlich was bewegt. Aufgeregt haben sich nur Nichtbehinderte, und die meinen auch immer, dass sie für die Behinderten sprechen müssen.

Wird sich das Prinzip „Behinderte mit versteckter Kamera“ nicht früher oder später ausgereizt

haben?

Auf jeden Fall. Nur wann? Kommt ganz auf die Ideen an, die wir haben. Eines Tages aber werden die Leute das nicht mehr sehen wollen, das ist klar.

Hast du schon mal versucht, als Schauspieler Fuß zu fassen?

So einfach geht das leider nicht. Du brauchst das Vertrauen eines Regisseurs oder eines Produzenten. Filmrollen gäbe es schon, aber die bekommen dann eben Leute wie Edgar Selge, der in „Polizeiruf 110“ den einarmigen Ermittler spielt.

Neidisch?

Für mich als Behinderten ist das das Paradebeispiel. Da ist zum ersten Male eine Rolle mit einem Einarmigen geschrieben worden, und da wird nicht mal gecastet. Die können sich das gar nicht vorstellen, die Rolle eines Einarmigen mit einem Einarmigen zu besetzen.

Den Mörder spielt auch kein Mörder. Im Fernsehen sind nicht mal die Huren echt.

Das ist doch was anderes. Hier hätte es sich einfach angeboten. In den Medien tauchen Behinderte einfach kaum auf.

Bonzen und Barrieren

von Viktor Eisele

Ich danke den Mitarbeitern des DDR-Museums, dass sie mir am 15. März 2007 so realistisch den DDR-Alltag gezeigt haben.

Ich



wollte mal spontan, fast nebenher und ohne große Umstände das DDR-Museum besuchen. Jedoch: im E-l-e-k-t-r-o-Rollstuhl!

Das Museum ist nicht mal ein Jahr alt. Zwei Treppen mit einer steilen Spur für Kinderwagen führen hinunter zum Eingang. Mit meiner Assistentin, die in der DDR groß geworden ist und vor nichts zurückschreckt, bin ich trotz ziemlicher Bangigkeit meinerseits

Aber es gibt beim „Tatort“ doch eine Kleinwüchsige?

Da ist doch auch so 'ne Geschichte. Die Drehbuchautoren werden sie sich überlegt haben: Mensch, wir brauchen jetzt so einen kleinen Aufhänger. Da holen wir uns mal als Pathologieassistentin eine Kleinwüchsige. Ich meine, es wäre doch schön, wenn diese Christine Urspruch auch mal die Hauptrolle bekäme, etwa als Mörderin.

Im Pumuckl-Film hat sie doch die Hauptrolle gehabt?

Nee, ich glaub das war beim Sams.

Mal was ganz anderes: Von Geburt an fehlt dir ein Unterarm. Wie oft hast du den Spruch vom Einarmigen Banditen gehört?

Nicht so oft. 3000mal vielleicht. Auf unserer Internetseite www.teloeck.de haben wir übrigens einen Einarmigen Banditen, da kann man schön dran spielen.

Und wie geht's dem dreibeinigen Hund aus eurer Show, vor dessen Bissigkeit du im Fernsehen dauernd gewarnt hast?

gaaaanz langsam und vorsichtig runter gefahren. Hurra, Genossen, geschafft!

Zu früh gefreut. Drinnen gab's noch eine Treppe. Wo ist der Fahrstuhl?

Die Dame an der Kasse, unfreundlich, desinteressiert und abweisend, kommentierte sofort: „Wir können sie heute nicht reinlassen, wir erwarten einen hohen Besuch.“

„Ja aber, aber... ich will doch auch rein. Ich werde mir auch eine Visa... pardon... Eintrittskarte kaufen!“ flehte ich sie an. Ich schaute neidisch auf die vielen Fußgänger, die sich die Exponate ansehen durften.

Außerdem, sagte sie, gäbe es noch ein weiteres Problem: der Weg vom Fahrstuhl ins Museum führe durchs Lager. Soso...durchs L-A-G-E-R Und das sei gerade zugestellt. Aber es passe ja sowieso nicht. „Wir erwarten einen hohen Besuch. Sie hätten sich

Schnuffi geht's gut. Ganz liebes Tier. Irgendwer aus dem Filmteam hat den Hund aufgegabelt. Man will gar nicht glauben, in seiner Altersklasse hat Schnuffi sogar schon richtige Pokale gewonnen, bei diversen Geschicklichkeitswettbewerben. Und vielleicht ist er in der nächsten Staffel dabei – wenn Schnuffi nicht wieder irgendwen gebissen hat.

Vielen Dank für das Gespräch.

Das Gespräch führten: Karsten Krampitz & Raul Aguayo-Krauthausen



Martin Fromme

anmelden müssen!“ „Verdammt noch mal, ich bin ein freier Mensch! Ich will doch wie jeder Andere auch nur einfach ein Museum besuchen! Ich will den Geschäftsführer sprechen!“

„Geht nicht“, sagte gelassen die Dame. „Er ist mit dem hohen Besuch beschäftigt. Kommen Sie doch morgen wieder.“

„Morgen habe ich aber was anderes vor.“

„Tja“, sagte sie gleichgültig. Wieder oben auf der Straße stand ich frustriert da und wusste nicht, was ich machen soll. Mein erster Gedanke war, den Rolli mit Plakaten zu umkleben: WEGEN DER BONZEN DARF ICH NICHT INS MUSEUM!

Aber dann hab ich mich beruhigt. Und das Wetter war ja so schön... Unter die Panzer wollte ich mich dann doch nicht werfen.

DDR Museum Berlin
Spreepromenade an der
Liebknechtbrücke,
K. Liebknecht-Str. 1, 10178
Berlin, Tel.: 847123731

Öffnungszeiten:
Montag - Sonntag 10.00 bis 20.00,
Samstag 10.00 bis 22.00



Foto: Para-Comedy

„Hab ich noch nie probiert, aber ...“

Sexualität und Behinderung

von Elisabeth Löffler

„... Hab ich noch nie probiert, aber ... könnte ich mir schon vorstellen ... auf gar keinen Fall! ... bestimmt eine interessante Erfahrung ... ich bin ja nicht

den ich umgangssprachlich „Geher“ nenne, fahre ich nicht nur auf Urlaub. Warum ich Sie mit meiner Biographie konfrontiere? Weil ich die Einzigartigkeit jedes Lebensentwurfs betonen will. So gibt es meiner Meinung nach auch nicht

sich mit ihm. Sie be-fassen ihn wann, wo und wie sie wollen, um dann doch nur den Mangel festzuhalten. Oft nur zu wissenschaftlich-medizinischen oder therapeutischen Zwecken berührt, ist es für Kinder mit einer körperlichen Behinderung

von Menschen mit Behinderung in allen Lebensbereichen eintritt. Es gibt Seminarangebote mit den Themen Sexualität und Partnerschaft für Menschen mit körperlicher Behinderung, es gibt PsychotherapeutInnen und BeraterInnen, die selbst behindert sind,

und es gibt sie, die Beziehungen und Partnerschaften zwischen Frauen und Männern mit und ohne Behinderung. So wichtig die persönliche Weiterentwicklung ist, dürfen wir die konkrete Auseinandersetzung mit politischen Entscheidungsträgern und staatlichen Institutionen nicht scheuen. Eine Veränderung der gesellschaftspolitischen Verhältnisse geschieht nur, wenn wir uns mit Herz, Hirn und Händen einmischen, einmischen, einmischen. In diesem Sinne: „Just do it!“.

Eine Auswahl zum Thema:

- „Pride Against Prejudice“, Jenny Morris (Hrsg.), The Women's Press, 1991, ISBN 0704342863
- "Geschlecht: Behindert - Besonderes Merkmal: Frau", C. Ewinkel, G. Hermes et.al. (Hrsg.), AG SPAK M 68, 1985, München, ISBN 3-923126-33-6
- "Das Risiko nichtbehinderte Eltern zu bekommen", Udo Sierck, AG SPAK M 97, 2. Auflage, 1992, München, ISBN 3-923 126-63-8
- "Sexuelle Ausbeutung von Mädchen und Frauen mit Behinderung", Schriftenreihe der Frauenministerin, Band 10, September 1996, Wien, ISBN 9011-9224-3
Filme:
- "Coming Home" mit Jane Fonda, Jon Voight u.A., Regie Hal Ashby, USA, 1978
- "Gabi Brimmer" mit Liv Ullmann u: A., Regie Ingmar Bergman, Schweden, 1986
- "The Waterdance" mit Eric Stoltz, Wesley Snipes, William Forsythe, Helen Hunt u.A., Regie Neal Jimenez und Michael Steinberg, USA, 1992
- "Live Flesh" mit Liberto Rabal, Francesca Neri, Javier Bardem u.A., Regie Pedro Almodovar, Spanien, 1997



Foto: Günther Zint

von der Caritas! ... spüren die überhaupt was beim Sex? ... nein, das wäre mir zu stressig ... mal etwas anderes was mache ich, wenn ich sie/ihn nicht mehr los werde? ... Ich will mal Kinder und ich weiß nicht, ob ... warum nicht? ... ist mir zuviel Verantwortung ... gehen sollte er schon können, behindert bin ich selbst ... ja, da hab ich schon mal was im Kino gesehen ...“ Nun, ich kann nur Vermutungen über Ihre Assoziationen bei dem Thema Behinderung und Sex anstellen, doch falls Sie schon mal etwas „über so was“ im Kino gesehen haben, behaupte ich mal so auf Verdacht: Gelogen! In der Schlusszene von „Mein linker Fuß“ beispielsweise: Daniel Day Lewis im Rollstuhl, seine Geliebte, vormals seine Pflegerin, neben ihm. Beide befinden sich auf einem Berggipfel, der Himmel spielt Romantik und über dieses Schlussbild läuft der Nachspann. Doch wie zum Geier, frage ich mich, haben die beiden diesen Berg erklommen? Ich muss aufs Klo und mühe mich vom Sofa in meinen Rollstuhl. Danach bin ich etwas entspannter und versuche, in meiner Kritik nicht zu hart mit den Machern des Films zu sein. Immerhin ein Film, der sich mit dem Thema auseinandersetzt und im Hauptabendprogramm läuft. Er war sogar zuerst im Kino! Trotzdem: Wenn ich mit meinem gehenden Freund den Urlaub plane, achten wir vor allem darauf, Steigungen jedweder Art zu erkennen und ihnen aus dem Weg zu rollen. Händchenhalten auf Gipfeln, ausgenommen auf solchen der Erregung, kommt nur in meinen schlimmsten Albträumen vor. Nun, jetzt wissen Sie schon eine ganze Menge über mich. Ich bin eine Frau um die dreißig. Aufgrund meiner körperlichen Behinderung nennt man mich umgangssprachlich eine „Spastikerin“. Ich arbeite derzeit als Performancekünstlerin, befinde mich in Ausbildung zur Lebens- und Sozialberaterin mit dem Schwerpunkt Sexualität und mit meinem Freund,

DIE Behinderung und DIE Sexualität , sondern in erster Linie einmal Frauen und Männer. Diese wiederum sind körperlich, geistig und/oder psychisch gehindert, das heisst, gehindert durch ihr Anders-Sein, so am sozialen, politischen, gesellschaftlichen und sexuellen Leben teilzunehmen, wie die Frauen und Männer, welche nicht in die oben genannten Kategorien fallen. „Wir leben in einer Leistungsgesellschaft.“ Dieser oft zitierte Satz gilt natürlich auch im Bereich der Sexualität. Sie steht zu ihrem Körper wie er ist, „seiner“ steht sowieso immer. Sollte es mal nicht klappen, kann man ja darüber reden. Auch Menschen mit Behinderung haben ein Recht auf Sex. So weit, so korrekt. So weit, so theoretisch. Wenn Sie allerdings einmal die Lust überkommt und es steht Ihnen nur die eigene Phantasie und eine freie Hand zur Verfügung: Haben Sie sich schon jemals eine „geile Schnitte“ mit Rädern vorgestellt oder einen coolen Typ mit Down Syndrom? Da bleiben wir doch lieber bei Richard Gere, Bruce Willis, Kim Basinger oder Sharon Stone. Wenn niemand für Sie dabei ist: Sorry! Bedeutet es schon für Frauen und Männer ohne Behinderung eine immense Anstrengung, den Idealvorstellungen von Schönheit, sexueller Attraktivität und Potenz zu entsprechen oder sich diesen auch verweigern zu können, liegt die Anstrengung von Menschen mit Behinderung vor allem darin, als geschlechtliche Wesen wahrgenommen zu werden. Spastiker, Querschnittler, Unfallopfer, Geistigbehinderte, Amputierte, Blinde, MS-Kranke werden reduziert auf die körperliche Andersartigkeit, immer gesehen durch den Blick der nicht gehinderten Mehrheit. Kindheit und Jugend von Menschen, die von Geburt an behindert sind, spielt sich oft zu einem beachtlichen Teil in Spitälern und Therapieeinrichtungen ab. Ihr Körper ist Gegenstand der Aufmerksamkeit. Schwestern, ÄrztInnen und TherapeutInnen befassen

schwierig, ihren Körper als etwas Positives zu verstehen. Diesen „geschädigten Bewegungsapparat“ als etwas, das sie selbst definieren können und über den sie bestimmen dürfen, zu begreifen. Selbstbestimmung, selbst zu bestimmen, wer dich wann, wie und wo berühren darf. Spätestens in der Pubertät läßt es sich nicht mehr leugnen: Unser Körper ist anders. Wir sind anders. Die Burschen wollen nur reden, die Mädchen sehen in uns keine wirkliche Gefahr im Kampf um die Gunst eines potentiellen Sexualpartners und die Erwachsenen bemühen sich, dir zu versichern, daß es auf die „inneren Werte“ ankommt. „Scheiße“, denkst Du, „Ich will ficken!“ Das ist ein Anfang. Das war meiner. Damit begann ein mühevoller, schmerzhafter und oft auch zorniger Weg zu meinem Körper. Von entscheidender Bedeutung war die Teilnahme an verschiedenen Workshops mit den Themen „Behinderung und Sexualität“ oder „Behinderung und Partnerschaft“, mit Kursleitern, die neben ihrer Funktion als ausgebildete Beraterin und Berater selbst Betroffene sind, sowie der Erfahrungsaustausch mit den anderen Teilnehmern. Ich habe eine Psychotherapie begonnen, ließ mich viel massieren und vor allem begann ich, professionell zu tanzen. Doch was das Wichtigste ist: Ich habe geredet, geredet, geredet, geweint, geflucht und gevögelt. Ich war mutig, ich war übermütig, ich war unvorsichtig und ich hatte oft Angst. Doch zum ersten Mal erlebte ich meinen Körper als Teil meiner Person. Als etwas, an dem nicht nur kritisiert, korrigiert und operiert wird, sondern als Körper, der Lust empfangen und bereiten kann. Als Frau, die in ihrem Körper zuhause ist. Als Frau, die sich dieses positive Grundgefühl immer und immer wieder neu erkämpfen muss und will. In den letzten Jahren hat sich eine starke Selbstbestimmt-Leben-Bewegung entwickelt, die für die Gleichstellung

Der Berg ruft

Über Lichtenberg und die letzten Reservate des schlechten Geschmacks in bezaubernder Landschaft

von Karsten Krampitz

Mitte der neunziger Jahre soll es gewesen sein, an einem kommunalen Wahlsonntag, Berlin war noch irgendwie Synonym für Zukunft und Aufbruch, die Benzin- und Bierpreise waren stabil, es gab viel zu tun, und viele hatten sogar noch Arbeit – auch fernab in Lichtenberg, in den Neubaulöcken außerhalb des Innenstadtringes: Unweit des großen Bahnhofs an der Weitingstraße wachte der zuständige Kontaktbereichsbeamte in einem Wahllokal darüber, dass bei der Stimmauszählung auch ja alles im Rahmen gültiger Gesetze verlief. Und wie man sich erzählt, hatte der Mann nichts zu beanstanden; selbst die nunmehr dritte Stimme für eine rechtsextreme Wählerinitiative fiel da kaum ins Gewicht: „Ach Gottchen“, sagte der Polizist. „Drei? Die kenne ich, das müssen fünf sein.“ Nun waren es schon damals der braunen Kameraden mehr, so dass vor kurzem der Einzug der NPD in die Bezirksverordnetenversammlung nicht wirklich überraschte. An den lokalen Gegebenheiten aber änderte das nur wenig. Traditionell ist dieser Ostberliner Großbezirk eine Hochburg der Linkspartei.PDS. Ohne das Wort von den Seilschaften zu bemühen, gilt die Verwaltung hier allgemein als parteienresistent. Im Rathaus wurde also einfach die Zugbrücke wieder hochgezogen, und die Nationalen sitzen seitdem fest – mit einer Fraktion die auf ein Mofa passen würde (plus einen, der schiebt). Dass Lichtenberg besser als sein Ruf ist, kann man nicht sagen. Lichtenberg hat keinen Ruf.

Irgendwie hat man davon gehört, mehr nicht: eines der letzten Bollwerke gegen die Stuttgartisierung Berlins und – bedauerlicherweise – die bekannteste „No-Go-Area“, auch für Wessis. Denn die Wiedervereinigung hat hier nie stattgefunden; genau genommen ist Lichtenberg 1990 in die Bundesrepublik eingemeindet worden. Lichtenberg ist das Abklingsbecken für Stasi-Offiziere und andere Altstalinisten, die hier schon mal auf Bürgerversammlungen beim Stichwort Rente die Menschenrechte einfordern. Schließlich ist *ihr* Bezirk das Bayern der PDS. Auch wenn die Partei das Rathaus in der Möllendorfstraße jetzt nicht mehr mit absoluter Mehrheit regiert, gehören doch neben der Bürgermeisterin immer noch drei von fünf Stadtbezirksräten zur Linken; die beiden anderen sind immerhin SPD-Genossen. Ach ja, Edmond Spider heißt hier Christina Emmrich, und bei ihr wird es garantiert keine „Spitzelaffäre“ geben, das ist sicher. Auf dem Stadtplan sieht Lichtenberg aus wie ein Dorn, den sich Berlin irgendwann eingetreten hat und der leicht angebrochen ins Fleisch gewachsen ist. In Lichtenberg sind irgendwie alle behindert oder zumindest andersbegabt, kognitiv beeinträchtigt oder einfach nur bescheuert. Die Busse fahren hier immer unpünktlich, wenn sie fahren, und das Wetter ist immer schlecht. Eigentlich regnet es das ganze Jahr über. Und überhaupt sind die Kneipen und Cafes in Lichtenberg Reservate des schlechten Geschmacks: Holzvertäfelung, Hirschgeweih und Rex Gildo in der Musikbox. „Hossa!“ für satte fünfzig Cent. Herrgott, wer in dieser verfluchten Gegend lebt, will eigentlich nur weg! Vor einigen Jahren

sind sogar die Affen in den Westen geflüchtet, aus dem Tierpark in den Zoo. – Halt! So in etwa redet der Westen, böse Yuppies in der „Paris Bar“ oder bei Udo Walz unter der Trockenhaube. „Die Lichtenberger, das sind doch keine Berliner mehr“, heißt es, „das sind Russlanddeutsche! Der ganze Bezirk ist eine einzige Sowjetrepublik!“ Eine ganz gemeine Diffamierung ist das, Hetze vom Klassenfeind...

Hier nun die Richtigstellung: Mag sein, dass es in diesem Bezirk keinerlei Glamour gibt. Die Reichen und die Schönen Berlins wohnen woanders, und die einzigen Prominenten in Lichtenberg sind allesamt tot und auf dem Zentralfriedhof Friedrichsfelde begraben: So etwa die unsterbliche Käthe Kollwitz oder Eduard von Winterstein, der Nestor des deutschen Theaters. Bei Friedrich Archenhold, dem Begründer der nach ihm benannten Treptower Sternwarte, kann man auf dem Grabstein das Goethe-Wort lesen: „Den lieb ich, der Unmögliches begehrt“ – und so treffen sich jedes Jahr an einem Sonntag im Januar Zehntausende an den Gräbern von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht. Nur dass etliche von ihnen anschließend auch Blumen bei Walter Ulbricht hinlegen werden und bei Markus Wolf, aber lassen wir das... de mortuis nil nisi bene. Oder wie Jesus sagt: „Lass die Toten ihre Toten begraben.“ (Mat. 8, 22) Lichtenberg hat bei weitem nicht nur den Friedhof vorzuweisen. In keinem anderen Stadtbezirk haben die Bibliotheken solche langen Öffnungszeiten, werktags bis 20 Uhr und sonnabends bis 18 Uhr. Rund 600.000 Euro hat das Bezirksamt im vergangenen Jahr für ausleihbare Medien ausgegeben, nicht zuletzt für Kinderbücher. Bevor in Lichtenberg die Kinder überhaupt lesen können, erlernen viele schon ihr erstes Instrument. In den Tagesstätten erhalten sie ab dem dritten Lebensjahr kostenlos professionellen Unterricht durch Lehrer der Musikschule. In keinem anderen Bezirk wird so viel für Behinderte getan oder wenigstens für behinderte Kinder. Mehr als

sind bereits neu eingestellt, die dann dafür Soge tragen werden, dass vom Schulclub bis zur Schwimmhalle alles problemlos benutzt werden kann. Behinderte können dann im Internet

fremd. Eigentlich gibt es den „richtigen“ Lichtenberger gar nicht. Das war nie anders. Während am Großbahnhof vor allem Industriearbeiter lebten, war Karlshorst lange Zeit als sehr noble

Angehörige der Roten Armee, ein gutes sportliches und wirtschaftliches Ergebnis“ erbracht. Insgesamt seien 100.253 Reichsmark an Eintrittsgeldern eingenommen worden und noch dazu

alternativ mag – und leider auch ein wenig teurer – der zieht eben in den Kaskel-Kiez, in die alte Viktoriastadt nahe dem S-Bahnhof Nöldnerplatz.



surfen, Tischtennis oder Billard spielen. Das einzige, was an dieser Schule eigentlich fehlt, ist eine Sauna. Aber irgendwas fehlt ja immer...

Und Lichtenberg fehlt vor allem eine bessere Presse. Man möchte es nicht glauben, Jahr für Jahr erfreut sich der Bezirk weit über einer Million Besucher, genau genommen der Ortsteil Friedrichsfelde: Auch wenn die Schimpansen und Gorillas fort sind, leben im Tierpark immerhin noch 10.000 Tiere (weit über 1000 Arten!) und zwar auf einem Areal von 160 Hektar, womit es sich um den größten Landschaftstiergarten Europas handelt. Und womöglich wurde auf Gottes

Wohngegend bekannt. Als der Berliner SED-Chef Konrad Naumann 1985 „aus gesundheitlichen Gründen“ seine Ämter verlor und damit auch sein Häuschen in Wandlitz – vorausgegangen war eine öffentliche Rede, in der er, wahrscheinlich unter Alkoholeinfluss, Künstler als „hochbezahlte Nichtstuer“ abtat – bezog Naumann in diesem Stadtteil sein neues Domizil. Karlshorst war schick; noch dazu eine Exklave der alten bürgerlichen Welt. In der Trabrennbahn traf sich zu allen Zeiten die Gesellschaft – selbst kurz nach Kriegsende... Wie aus einer Chronik der Bezirksverwaltung hervorgeht,

6.866.517 Reichsmark an Wettumsatz. Die Leute hier kennen aber auch andere Geschichten: Als während des Krieges am Bahnhof Karlshorst ein junger Pole, ein Zwangsarbeiter, erschöpft zusammengebrochen war und von seinen Bewachern mit Gewehrkolben zusammengeschlagen und schließlich zu Tode geschleift wurde, begleitete eine Gruppe aufgebrachter Bürger den Häftlingszug mit dem Ermordeten bis ans Lager. Erst am Lagereingang gelang es den SS-Schergen die empörte Gruppe aufzulösen, nachdem man den Protestierern mit Verhaftung gedroht hatte.

Wie in keinem anderen Berliner Großbezirk hat die jüngere deutsche Geschichte in Lichtenberg ihre Spuren hinterlassen. Erich Mielke hatte hier sein Ministerium. „Nimm nie ihre Hand, die sie dir gibt“, sang Bettina Wegner in den siebziger Jahren, „ach, sonst hat dich Magdalena totgeliebt“. Lange her, dass jeden Morgen in der U-Bahn ausgerechnet hinter der Haltestelle Magdalenenstraße plötzlich Dutzende Sitzplätze frei wurden. Denn all die Männer, die sich eben noch schweigend an ihrem Diplomatenkoffer festgeklammert hatten, sprangen wie auf ein Zeichen hin auf und verließen den Zug. Die Liedermacherin erinnert sich, in der U-Bahn einmal sogar ihrem Stasi-Vernehmer begegnet zu sein. „Mit seinem Koffer saß er mir gegenüber, wir schauten uns an. ‚Tach‘, habe ich gesagt, und er auch: ‚Tach‘. Und dann kam auch schon sein Bahnhof...“ Das aber ist lange her. Heute ist Lichtenberg einer der schönsten Bezirke Berlins, der praktisch von der Stadtmitte bis hin zur östlichen Stadtgrenze, zum Barnimer Land reicht. Drei Seen gibt es, den Tierpark und mit dem „Theater an der Parkaue“, das mit drei Bühnen größte Kinder- und Jugendtheater Deutschlands. Man tut dem Bezirk unrecht, wenn man ihn nur auf die vielen Plattenbauten reduziert. In Lichtenberg findet sich auch dörfliche Idylle. Und selbst die besagten Großsiedlungen sind in der Regel saniert. Nirgendwo anders kann man in der Hauptstadt so gut und gleichzeitig so preisgünstig wohnen. Und wer es

Erbaut in den Jahren 1872-75 gilt diese Gegend als die erste in Beton errichtete Wohnsiedlung der Welt. Ein Viertel, das völlig von Bahngleisen umschlossen ist, ein urbanes Schienen-Biwak, das man nur durch eine der S-Bahnbrücken betreten oder verlassen kann . Und demnächst hat Lichtenberg sogar einen Hafen, am Paul und Paula-Ufer in Rummelsburg. Das ist der Ort der Träume, jedenfalls für Paula in Ulrich Plenzdorfs „Legende“ von 1973. Gespielt von der wunderbaren Angelica Domröse, geht sie im Film an dieser Stelle an Bord eines Kahns, auf dem alle ihre Verwandten warten, auch die verstorbenen. „Das ist Paul“, sagt sie und feiert mit ihnen ihr Glück. Und im Hintergrund hört man die Puhdys: „Geh zu ihr /und lass deinen Drachen steigen...“ – Vielleicht muss man sich so die Menschen in Lichtenberg vorstellen, entweder als Paul oder Paula: Sie hat früher bei der Flaschenrückgabe eines Betriebes gearbeitet, von der großen Liebe geträumt und allein ein Kind aufgezogen; während Er als Staatsbeamter die Karriereleiter unaufhaltsam hinaufgestiegen ist. Im Film haben beide einander gefunden. Aber das war nur ein Märchen, eben „die Legende von Paul und Paula“. In der Wirklichkeit gibt es in Lichtenberg kaum noch Betriebskantinen. Die Arbeitslosigkeit liegt bei 17 Prozent. Daran kann auch Paul, der als Apparatschik immer noch oder schon wieder im Bezirksamt sitzt, nicht viel ändern.

Der Autor ging in Lichtenberg zur Schule, lebte später noch einige glückliche Jahre in dem Bezirk und bekommt manchmal ein wenig Heimweh.

Für alle offene Mondkalb-Redaktionstreffen finden am Mittwoch, den 6. Juni und am Mittwoch dem 4. Juli statt. Beginn ist 18 Uhr, Ort ist die Carl von Linné-Schule , Paul-Junius-Str.15, 10367 Berlin). Telefonische Nachfragen unter: 0160/95693461.



Foto: Emily Lebetzis

vierhundert von ihnen besuchen die Carl-von Linné-Schule. Deren Direktor plant nun, das Haus einmal im Monat nach 16 Uhr erwachsenen Behinderten als Treffpunkt zur Verfügung zu stellen, um so der drohenden Vereinsamung und Isolation seiner eigenen Schüler und zukünftigen Absolventen entgegenzuwirken. Drei Sozialarbeiter

weiter Scheibe nirgendwo anders als in Lichtenberg einer Schule der Name eines Elefanten verliehen! So geschehen im Falle der Matibi-Grundschule, benannt nach dem ersten im Tierpark-Berlin geborenen Elefanten. Die meisten der 257.000 Einwohner dieser Verwaltungseinheit verstehen sich gar nicht als Lichtenberger. Jeder Anflug von Lokalpatriotismus ist ihnen

geschrieben im August 1945, ging schon wenige Wochen nach der bedingungslosen Kapitulation des Dritten Reiches im Sowjetischen Hauptquartier in Karlshorst just in der gleichen Gegend das bürgerliche Leben weiter. Die im Juli 1945 dort veranstalteten vier Renntage hätten mit „30.039 Besuchern, darunter 2.585

Neues vom Ulmenhof

von Jonas Becker

Seit zwölf Jahren wohne ich in Wilhelmshagen/Köpenick und bin mit der Umgebung eigentlich zufrieden. Das „Dorf“ liegt schon fast in Brandenburg und hat etwa 1.200 Einwohner. Es gibt eine S-Bahnstation und Busse. Weiterhin gibt es einen Ulmenhof, wo Behinderte und ältere Menschen zusammen auf einem größeren Hof mit Tieren und viel Grün leben. Die Bewohner waren vom Rest des Dorfes immer akzeptiert und man sah oft Gruppen von Betreuern und Behinderten durch den Ort laufen. Der Treffpunkt ist meist der S-Bahnhof. Viele können sich alleine im Ort bewegen und so lernte ich auch einige kennen. Besonders mit einem unterhielt ich mich oft und besuchte ihn auch einige Male in seinem Haus.

Vor etwa drei Jahren begann eine Gruppe zwölf- bis fünfzehnjähriger Prols sich über die Behinderten lustig zu machen, die am Bahnhof standen und Freunde begrüßten. Dies habe ich in dem Zeitraum noch nicht mitbekommen. Doch sah ich etwas später an der Bushaltestelle, wenn ich von der Schule

nach Hause fuhr, einige Jugendliche einen Behinderten anmachen. Sie schubsten und beschimpften ihn mit Ausdrücken wie „Bist du dumm“ und „Hau ab du Krüppel“. Weil das Dorf nur so klein ist und die meisten hier aufgewachsen sind, kennt man sich flüchtig untereinander aus der Schule oder aus dem Kindergarten. So erkannte ich auch zwei bis drei von ihnen und ging ärgerlich auf sie zu. Zuerst sagte ich etwas wie „Was soll das?!“ und „Lasst das sein!“ Sie aber reagierten nicht auf meine Worte. Darauf schnappte ich mir einen namens Benjamin und stieß ich ihn gegen die Wand der Haltestelle. Auf einmal war es leise und die Jungs formierten sich um mich und fragten, was mir einfallen und ich solle mich gefälligst verpissen. Da sagte ich zu Benny, der doch schon Gegenwehr ausübte, dass wenn ich sie noch einmal dabei erwische, „jeder etwas auf die Fresse kriegt“. Darauf ließ ich ihn los und ging mit dem Behinderten schnell aus deren Reichweite. Da ich in dem Ort mit vielen Jugendlichen gut auskomme, hatte ich später keine Probleme. Einige Wochen später erfuhr ich von Freunden, die die Situation beobachtet hatten, dass der eine Behinderte fast von den Prols vor einen Bus geschubst worden war. Und seit dem immer wieder bespuckt und getreten wurde. Dies war zu viel und ich rief in der Zentrale des Ulmenhofes an und verlangte nach der Betreuerin. Ich

sprach einige Zeit mit der Frau und klärte sie über den Sachverhalt auf, da anscheinend niemand etwas bemerkt hatte (was für mich unverständlich ist, da der Betroffene für einen Zeitraum von paar Tagen ein blaues Auge hatte und sicher auch blaue Flecken). Wir waren uns einig, dass eine Anzeige vom Heim erfolgen müsse und ich eine Zeugenaussage machen würde. Am Ende des Gespräches bedankte sie sich für die Hinweise und Hilfe und sagte, dass sie mich noch mal anrufen werde in den nächsten Tagen, weil sie mit der Heimleitung Genaueres absprechen müsse. Doch es erfolgte kein Anruf, ich wartete vergebens. Nach zwei Wochen rief ich noch mal an, doch erreichte ich niemanden. Darauf ist das Thema anscheinend verfliegen, und ich vergaß dies auch, da ich den Behinderten nicht mehr sah. Letztlich ist der Behinderte vermutlich in ein größeres Dorf verlegt worden, doch weiß ich nicht, ob die Gründe dafür die vorgefallenen Ereignisse waren.

Anzeigen

Selbstbestimmt leben mit Assistenten und Assistentinnen Ihrer Wahl

Assistenz für behinderte Menschen in der eigenen Wohnung. Bis zu 24 Stunden täglich in allen Bezirken Berlins - in den Bereichen Grundpflege, Hauswirtschaft, Kommunikation und Mobilität
jetzt auch: Beratung zum persönlichen Budget

ad: ambulante dienste e.V.

Urbanstraße 100 10967 Berlin Ruf 030-49 04 870 adberlin@gmx.de Fax 030-49 04 87 23 www.adberlin.com

Wir beraten Sie - telefonisch oder bei einem unverbindlichen Hausbesuch!

ART PUB WALLYWOODS



Hartz for Artz

Sorry, dass wir nicht barrierefrei sind.
Ihr seid uns aber alle willkommen.

**Christinenstraße 31, 10119 Berlin
(Nähe U-Bahnhof Senefelderplatz)**

Lesetipp:



Ursula Eggli „Herz im Korsett. Tagebuch einer Behinderten“

von Matthias Vernaldi

Im Jahr 1977 - also genau vor 30 Jahren - erschien im Zytglogge Verlag Bern das Buch „Herz im Korsett, Tagebuch einer Behinderten“ von Ursula Eggli. Ein Jubiläum, auf das sich hinzuweisen lohnt. Beim Schreiben des Buches ist die Autorin 30 Jahre alt. Da sie an einer Muskelerkrankung leidet, hat sie schon in diesem Alter die Möglichkeit eines nahen Todes vor Augen und erlebt massiv den Verfall ihres Körpers. Seit ihrer Kindheit ist sie auf den Rollstuhl angewiesen. Sie kann sich nicht mehr allein an- und auskleiden, kann nicht allein auf Toilette gehen, geschweige denn einkaufen, kochen und putzen. Auch das Schreiben, das Zeichnen oder kleine Handarbeiten wie Häkeln fallen ihr immer schwerer. Trotzdem ist sie in der gerade erst entstehenden emanzipatorischen Behindertenbewegung aktiv, ist literarisch tätig und gibt Unterrichtsstunden zum Thema Behinderung. Vor allem lebt sie nicht im Heim oder lässt sich von der Familie pflegen, obwohl es bei einer schweren Behinderung zu dieser Zeit kaum andere Möglichkeiten gibt. Sie lebt in einer WG mit jungen Leuten zusammen und organisiert mit ihnen und anderen Freunden von außen die Hilfen, die sie im Alltag und auf ihren vielen Reisen benötigt. Allein die Reflektionen einer behinderten Frau und die Schilderung ihrer Wirklichkeit machen das Buch lesenswert. Wenn es darum geht, wie man sich fühlt, wenn man per se der Normalität nicht zugerechnet werden kann und permanent Rand- und Sonderstellungen zugewiesen bekommt, hat das Buch leider nach drei Jahrzehnten noch immer kaum an Aktualität verloren.

Die Innenansichten einer linksalternativen Gruppe Ende der Siebziger in der Schweiz interessiert hingegen wahrscheinlich nur noch Historiker und Nostalgiker. Sensationell an diesem Buch aber war die Tatsache, dass eine schwerbehinderte Frau den Mut hatte, ehrlich und unverblümt über Liebe und Sexualität zu schreiben. Sie entspricht nicht den Erwartungen der Gesellschaft. Ihr Körper erfüllt nicht die Maßgaben, die einer Frau als Sexualpartnerin und Mutter gesetzt werden. Ursula Eggli schreibt offen und direkt von ihren Ansprüchen auf erfüllte Sexualität, von ihren Sehnsüchten, Hoffnungen, Frustrationen und Enttäuschungen. Mit „Herz im Korsett“ kommt die Problematik von Sexualität und Behinderung erstmals in die breite Öffentlichkeit. Fast zeitgleich entsteht der Film „Behinderte Liebe“ von Marlies Gräf, in welchem Ursula Eggli ebenfalls mitwirkt. Er wird überall im deutschsprachigen Raum weit über die Fachöffentlichkeit und die Kreise Behinderter und ihrer Angehörigen hinaus wahrgenommen und über Jahre diskutiert. Ursula Eggli ist heute 62 Jahre alt, lebt in Bern und hat in den letzten drei Jahrzehnten noch viele Bücher veröffentlicht, u.a. „Fortschritt im Grimmsland“ ein modernes Märchen für Mädchen und Frauen, „Von der Zärtlichkeit des Sonntagsbratens“, eine Familiengeschichte oder „Ein Hallo aus der Glasglocke, Briefe über Grenzen“, das ihren Kontakt mit einem autistischen Mädchen beschreibt.

„Herz im Korsett“ ist wie alle anderen ihrer Werke auch direkt von ihr zu beziehen. U. Eggli Wangenstrasse 27 CH – 3018 Bern. Auch über die Homepage kann Kontakt zu ihr aufgenommen werden: <http://www.ursulaeggli.ch/>

Auszug aus „Herz im Korsett“

Die Tagebuchschreiberin ist mit ihren 30 Jahren in den 19jährigen Markus verliebt. In ihrer WG lebt der Teenager Uschi, zu der sie ein sehr inniges Verhältnis hat. Sie wird von ihr „Mameli“ (Mütterchen) genannt. Aber auch Uschi ist in Markus verliebt. Und er steht mehr auf den Teenie als auf die wesentlich ältere Rollstuhlfahrerin. Nun sitzt er abends an ihrem Bett, um ihr das zu sagen...

„Sein haar war feucht und kräuselte sich an den schlafen. Er sah traurig aus und unbehaglich, und er tat mir schrecklich leid. Am liebsten hätte ich ihn in die arme genommen, ihn gehalten und getröstet wie ein kleines kind. Aber das konnte ich ja nicht. Meine glieder lagen schwer neben mir und liessen keine spontane geste zu. Und ich hätte ihm gern die hand auf den arm gelegt, eine kleine mitfühlende gebärde. Das hätte ich gekonnt, er sass nahe genug. Aber ich wagte es nicht. Ich hatte angst, er würde es als plumpe vertraulichkeit

auslegen. Als annäherungsversuch. „Wir lieben uns!“ sagte er einfach. „Uschi und ich. Aber wir können dessen nicht froh werden wegen dir. Du tust uns leid, und wir möchten dir nicht weh tun.“ Bedrückt sah er vor sich hin. Also doch, genau das, was ich befürchtete und was die hoffnung in mir immer wieder auszureden versucht hatte. Sie liebten sich, oder meinten es wenigstens. Und ich stand ihnen davor. Oh, ich konnte mir ihr gespräch lebhaft vorstellen. Wahrscheinlich hatten sie von verzicht geredet, kamen sich wie märtyrer vor, leidend, damit ich nicht leide. Wie liebende romanhelden, denen das schicksal vor dem grossen glück stand – und das schicksal war ich. Und trotzdem tat ich ihnen leid, sie wollten mir nicht wehtun. „Ach, mach dir doch um mich keine sorgen“, sagte ich kühl. „Ich komme schon zurecht. Um mich brauchst du dich nicht zu kümmern. Geniesse es mit Uschi und sei froh, dass es bei euch gut geht. Ich bin es gewohnt, selber fertig zu werden.“

Kein Wort nirgends

von Sofia Plich

Seit langem schon fällt mir auf, dass sich Betroffene mit dem Begriff „Behindert“ sehr schwer tun. Ersatzbegriffe wie „gehandicapt“ werden dann angewandt, ein wie ich finde auch untauglicher Versuch, dem Stigma zu entkommen. Ich denke, die Ursache hierfür ist, dass man diesem Urteil – dieser Verurteilung entkommen will. Hier drängt sich mir auch die Frage auf, warum man die Behinderung, die ja nichts Selbstgemachtes ist, sondern von außen auf die Betroffenen einwirkt, derart in den Blickpunkt bringen muss, dass es den Anschein hat, als bestünde der Betroffene ausschließlich aus Behinderung. Wie soll er sich mit sich und seinen Gegebenheiten identifizieren, wenn scheinbar nur diese ihn ausmachen, und die auch noch ausschließlich negativ belegt sind. Die Betroffenen werden auf ihre vermeintliche Behinderung reduziert. Es interessiert nicht, dass sie oder er eine Frau – ein Mann ist, dass es hier um einen Menschen geht. Das Wort „behindert“ stigmatisiert die Betroffenen. In unserer Gesellschaft wird behindert mit unfähig gleichgesetzt, und zwar totale Unfähigkeit der Person. Völlig undifferenziert wird hier abgestempelt. Und somit scheint auch

schon die Frage des „verantwortlich sein“ geklärt. Die Betroffenen sind schließlich behindert und somit unfähig. Ist es aber nicht vielmehr so, dass die Gesellschaft behindert? Stellen wir uns z.B. einen Rollstuhlfahrer vor, der in ein Gebäude möchte, welches aber nur über eine Treppe zu betreten ist. Er hat keine Chance, selbständig dort hineinzukommen, er wird durch die baulichen Gegebenheiten behindert. Wenn es an diesem Gebäude aber eine Rampe gäbe, wäre es kein Problem für ihn hineinzugelangen. Und das obwohl, er doch angeblich behindert ist? Hier zeigt sich für mich deutlich, dass es eine Frage der Perspektive ist. Hätte jedes Gebäude z.B. eine Rampe, wäre Rollifahrern der Zutritt nicht länger verwehrt, sie könnten unbehindert hineingehen. Inwiefern wäre der Rollstuhlfahrer dann noch behindert? Oder stellen wir uns eine Baustelle auf der Autobahn vor, auf der Sie normalerweise getrost 130 Kilometer die Stunde fahren dürfen. Nun aber aufgrund dieser Baustelle das Tempo auf 60 km/h reduziert werden. Sind jetzt alle Menschen, die dort entlangfahren, behindert, weil sie nicht schneller fahren können? Würde man hier auf die Idee kommen, von Unfähigkeit der Autofahrer zu sprechen? Würde auch

nur ein Autofahrer von sich sagen, er sei behindert? Nein, mit diesem Negativ-Prädikat würde sich niemand freiwillig belegen. Jeder würde sagen, ich wurde behindert. Und so ist es ja auch: durch äußere Gegebenheiten oder Umstände wurde er behindert. Denn das Potential ist ja vorhanden: das Auto ist nicht defekt, es kann lt. Tacho 180 km/h schnell fahren. Nein, man ist nur so lange „unfähig“ schneller zu fahren, bis man nicht mehr durch die Baustelle behindert wird. Ich finde, hier wird wie auch bei dem o.a. Beispiel, dem Gebäude ohne Treppe sehr deutlich, dass Behinderung gemacht ist bzw. wird. Es wird nicht lösungsorientiert mit einer Angelegenheit umgegangen, sondern problemorientiert. Man sieht die Einschränkung eines Menschen, sie wird dem Betroffenen aber als seine Unfähigkeit zugeschrieben, und man ist somit jeder Verantwortung entledigt, (man ist in diesem Fall Jeder, der in einer Baustelle auch ganz schnell ein Behinderter werden kann). Beseitigt man aber nach dem Erkennen der Behinderung dieselbe, gibt es sie logischerweise gar nicht mehr. Das geht natürlich nicht in jedem Fall. Ein blinder Mensch wird nicht plötzlich wieder sehend, oder ein auf den Rollstuhl angewiesener Mensch wieder gehend. Aber darum geht es auch nicht.

Fortsetzung auf Seite 7

Fortsetzung von Seite 6:

Es geht um eine grundsätzliche Umgangsform unter uns Menschen, unter uns unterschiedlichen Menschen. Niemals würde ein Mathematiklehrer einem Tierpfleger wegen seiner wahrscheinlich nicht übermäßig vorhandenen Mathekenntnisse als behindert bezeichnen, eine Reinigungskraft bezeichnet einen Bauingenieur wegen wahrscheinlich fehlender Reinigungspraktiken nicht als behindert, und ein Dachdecker betitelt einen Gärtner nicht als behindert, weil er am Boden arbeitet. Diese Reihe an Beispielen ließe sich unbegrenzt fortsetzen. Betrachten wir diese Sichtweise (behinderter Mensch – nicht behinderter Mensch) doch einfach mal aus der umgekehrten Perspektive. Ich kenne keinen contergangeschädigten Menschen, der alle anderen, die nicht z.B. mit den Füßen schreiben oder

essen können, als behindert bezeichnet. Oder halten alle im Rollstuhl sitzenden Menschen die Läufer für behindert, weil sie nicht mit dem Rollstuhl umgehen können? Was macht es denn dem lieben Mitmenschen so scheinbar leicht, die Betroffenen als behindert zu stigmatisieren, sie ungerechtfertigterweise lebenslänglich zu verurteilen? Ist es vielleicht die Möglichkeit, über eigene „Unzulänglichkeiten“ hinwegzutäuschen? Fühlt man sich dann besser, stärker, größer? Braucht man das für sein Selbstbewusstsein? Oder ist es einfach nur Gedankenlosigkeit? Oder Bequemlichkeit? Für mich wird die Problematik des Begriffs „behindert“ besonders deutlich, wenn man Bewerbungen schreibt oder sich über einen behinderten Menschen unterhält. Ich

glaube, dass es vielleicht einfacher wäre, wenn man die Behinderung direkt benennen würde. Also wenn man z.B. in der Bewerbung schriebe, ich bin contergangeschädigt oder ich sitze im Rollstuhl oder ich bin gehörlos. So setzt man sich vielleicht nicht der Gefahr aus, sofort als absolut unfähig abgestempelt zu werden. Und ich denke, jeder Arbeitgeber kann davon ausgehen, dass ein gehörloser Mensch sich nicht in einem Callcenter bewirbt, ein Rollstuhlfahrer nicht zwingend als Fußballtrainer in der ersten Bundesliga und ein contergangeschädigter Mensch als Kellner. Die betroffenen Menschen können sehr wohl ihre Möglichkeiten einschätzen, und werden es wohlweislich unterlassen, dem Vorurteil der Unfähigkeit auch noch Futter zu geben. Außerdem wird durch die präzise Beschreibung vielleicht der pauschalen Verurteilung der Unfähigkeit ein wenig

entgegengewirkt. Ich sitze im Rollstuhl heisst lediglich, ich kann nicht gehen, ich bin gehörlos – ich kann nicht hören, nicht aber, ich kann mich nicht bewegen bzw. ich kann nicht kommunizieren.

Man sollte vielleicht auch einmal mehr in Betracht ziehen, was eine vermeintliche Unfähigkeit für Ressourcen in sich birgt: ein blinder Mensch, der viel besser seine anderen Sinne ausgebildet hat, ein geistig behinderter Mensch, der keine Angst hat, Gefühle zu zeigen, ein contergangeschädigter Mensch, der bei einem Armbruch noch mit den Füßen essen kann, ein gehörloser Mensch, der sich unterhalten kann, ohne andere zu stören etc. Auch hier ist eine grenzenlose Fortsetzung von Beispielen möglich.



Sofia Plich

Was nicht passt, wird passend gemacht

Über das „Ashley Treatment“ und die Zurichtung von zu kleinen und zu großen Körpern

Von Rebecca Maskos

Neulich bei Karstadt. Der dritte Stock ist schon eine Herausforderung. Der Knopf



mit der Drei drauf ist verdammt weit oben. Also auf den Rolli stellen, den Arm weit ausstrecken. Beim Aussteigen kommt mir ein Kind entgegen, verwirrte Blicke. Fragen werden gestellt: Warum ist die Frau so klein? Ist sie noch Kind oder schon erwachsen?

Die Durchschnittsgröße von Frauen liegt in Deutschland bei 1,65 Metern. Da bin ich mit meinen knapp 100 cm eindeutig drunter. Und mit 32 Jahren rechne ich mit keinem miraculösem Wachstumsschub mehr. Wer als Frau unter 1,50 Metern groß ist, gilt in Deutschland als kleinwüchsig (bei Männern liegt die Grenze bei 1, 65 Metern). Selbst ohne Rollstuhl ist man, wenn man weit unter dieser Marke liegt, behindert. Und das nur, weil die Welt eben auf 1,70 eingerichtet ist. Türklinken sind zu hoch, Kuchentheken auch, und Auto-Lenkräder, Bürotische und Kinossessel sind eben mit einem Meter Körpergröße schlecht zu benutzen. Viele Kleinwüchsige träumen deshalb von ein paar Zentimetern mehr. Auch, um endlich dazuzugehören. Denn erst mit der Normalgröße steigt die Chance auf Partner und guten Job, lässt Blicke und Fragen weniger werden. Und für diese Normalität lassen manche Kleinwüchsige einiges mit sich anstellen.

Wachsen um jeden Preis

Zum Beispiel Hormontherapie. Mit hoch dosierten Wachstumshormonen bringen es einige Kleinwüchsige ganz schön weit nach oben. Diese Therapie, bei der abends hoch dosierte Hormone in den Oberschenkel gespritzt werden, ist aber nur bei Kindern im Wachstumsalter wirksam. Die andere, etwas brutalere Methode: die operative Arm- und Beinverlängerung. Dabei werden unter Narkose die Knochen

gebrochen und ein so genannter Fixateur an den Bruchstellen befestigt. Jeden Tag soll nun der Patient an einer außen liegenden Schraube drehen und so das Bein millimeterweise in die Länge ziehen. Die Lücke zwischen den Bruchstellen füllt sich mit neuem

Knochenmaterial, ganz allmählich. Eine schmerzhafte, langwierige Prozedur, die sich über Monate hinziehen kann. Und die dabei durch ein hohes Infektionsrisiko gar nicht ungefährlich ist.

Ashley darf nicht wachsen

Für ein Kind in den USA sieht die Sache mit dem Wachsen ganz anders aus. Ashley ist klein und das soll auch so bleiben. Sie ist neun Jahre alt, lebt in Seattle an der Nordwestküste der USA und gilt als schwer geistig behindert. Im Alter von sechs Jahren schon war Ashley für ihr Alter verhältnismäßig groß, und sie wuchs immer weiter. Das Wachsen sollte aufhören, fanden Ashleys Eltern. Vermutlich wäre Ashley ein sehr großer Mensch geworden, genau wie ihre Eltern, doch das haben sie verhindert. Ashley soll für immer den Körper eines Kindes behalten. Denn Ärzte und Eltern sagen, Ashley habe auch den Geist eines Kindes, sie sei höchstens auf dem Entwicklungsstand eines Säuglings. Alle sind davon überzeugt, dass sich daran auch nichts ändern wird.

Ashley mag es, in ihrem Bett zu liegen oder auf einem großen Kissen. „Pillow Angel“ nennen ihre gläubigen Eltern sie deswegen – Kissen-Engel. Ashley kann nicht alleine sitzen und sich nicht fortbewegen, sie wird künstlich ernährt. Ihre Eltern und die beiden Großmütter betreuen sie rund um die Uhr. Sie sagen, dass Ashley es genießt, im Arm gehalten und herumgetragen zu werden. Sie sei überall mit dabei – im Auto, im Garten, auf dem Sofa. Und mit ihrer Größe passe Ashley gut in ihren Zwillingskinderwagen

hinein. Die Eltern sagen, dass Ashley nicht viel mitbekomme, aber das dass Zusammensein mit der Familie und die Stimmen ihrer Eltern und Geschwister sie beruhigt und zufrieden mache.

Östrogen in hohen Dosen

Schon mit 6 Jahren wuchsen Ashley erste Schamhaare und Ansätze von Brüsten. Die Familie befürchtete, dass Ashley, wie viele Frauen in ihrer Familie sehr große Brüste bekommen



würde, die sie stören könnten. Sorgen machte ihnen auch die in ein paar Jahren anstehende Menstruation: die Krämpfe könnten zu schmerzhaft für sie sein, und die Pflege würde durch die Blutung schwieriger werden. Das Hauptproblem von Ashleys Eltern aber war ihr überdurchschnittlich schnelles Wachstum. Die Eltern befürchteten, dass sie ihr Kind bald nicht mehr selbst tragen könnten. Ihre schlimmste Angst war, Ashley in ein Pflegeheim geben zu müssen, denn qualifiziertes und bezahlbares Personal hätten sie nicht auftreiben können.

Vielleicht hätten die Eltern die Möglichkeit gehabt, nach anderen Finanzierungsquellen für Ashleys Pflege zu suchen. Und nach geeigneten Hilfsmitteln, wie einem größerem Liegerollstuhl oder einem Lifter, mit dem ein erwachsener Mensch aus dem Bett herausgeholt werden kann. Ashleys Eltern und Ärzte aber wählten einen anderen Weg. 2004 starteten sie eine Behandlung, die sie das „Ashley Treatment“ nannten. Dem Kind wurde Östrogen in hohen Dosen gespritzt. Das weibliche Geschlechtshormon stoppte das Wachstum der Knochen, gleichzeitig raste Ashley im Schnelldurchlauf durch die Pubertät. Die Brustansätze samt Brustdrüsen wurden ihr operativ entfernt, um ein weiteres Wachstum zu verhindern. Dadurch sei auch ihr Risiko minimiert, Brustkrebs zu bekommen. Auch die Gebärmutter wurde Ashley entfernt, damit sie keine Menstruation bekommen kann. Abgesegnet hat die Prozedur ein Ethikkomitee des behandelnden Kinderkrankenhauses in Seattle. Durch

Lebensqualität ihrer Tochter verbessern wollten. Für Ashley sei es sehr wichtig, dass man sie bewegen, sie im Arm halten könne. Die Eltern nennen aber noch andere Gründe. Es sei „würdevoller“ für sie, in einem kleinen Mädchenkörper zu leben, statt in einem erwachsenen Frauenkörper. Sie soll weiter in ihren Kinderwagen reinpassen. Sie soll weiter problemlos in die Badewanne gelegt werden können. Wenn sie den Familienmitgliedern zu schwer geworden wäre, hätte sie nicht mehr ohne Weiteres bei der Familie im Wohnzimmer dabei sein können, und stattdessen in ihrem Zimmer liegen und an die Decke starren müssen. Ihre großen Brüste hätten auf Pfleger anziehend wirken und zum Missbrauch ermutigen können.

Tatsächlich, vieles kann passieren, wenn ein Körper pflegebedürftig ist, und wenn ein pflegebedürftiger Mensch seine Bedürfnisse nicht klar äußern kann. Fraglich ist aber, ob die Risiken des Lebens mit einem behinderten Körper sich wirklich so dramatisch von den Risiken eines Lebens mit „gesundem“ Körper unterscheiden. Dass Ashley sich mit einem Kinderkörper lebenslang wohler fühlen wird, scheint mir eher Wunschdenken und Projektion der Eltern zu sein als eine Tatsache. Ein kindlicher Mensch mit einem „engelsgleichen“ Gemüt in einem Frauenkörper der – zumindest theoretisch – in der Lage wäre, Sexualität zu erleben – für die Eltern scheint das unvorstellbar zu sein.

Körper passend gemacht

Was hat Ashley zu tun mit Fahrstuhlknöpfen, Beinverlängerungen und Wachstumshormonen, mit mir? Eine ganze Menge, glaube ich. Der Satz „Nicht ich bin behindert, sondern ich werde behindert“ ist inzwischen ein geflügeltes Wort geworden. Er bedeutet: wenn die Treppen nicht wären, wäre ein Rolli kein Problem. Trotzdem: Praktisch ist es immer noch so, dass sich Körper der Welt anpassen müssen. Da muss man eben noch ein bisschen größer werden, um an die Kuchentheke ranzukommen. Oder eben, wenn man pflegebedürftig ist, klein und leicht genug bleiben, damit man keinem zur Last fällt.

Fällt der Körper aus der Norm hat er eben Pech gehabt, oder er muss sich anstrengen. Oder sich dauerhaft der Umgebung anpassen. Hauptsache, der Körper funktioniert effektiv und stört nicht. Ziemlich weit entfernt ist das von einer Welt, in der jeder Körper einfach so sein darf wie er ist.

* <http://ashleytreatment.spaces.live.com>

Eine Frau soll Ashley nicht werden

Ashleys Eltern beteuern auf ihrer Homepage*, dass sie nur die

United Autists

An dieser Stelle veröffentlichen wir Texte, die in der Autisten-Schreibgruppe der Lichtenberger Carl-von-Linné-Schule entstanden sind.

Diplomflirter

Norbert Lippold

Seit einiger Zeit bin ich Diplomflirter, obwohl ich dafür nur ganze 330 Minuten an einem Tag hatte bei Lernmobil e.V. in Berlin-Friedrichshain. Aber warum hatte ich so einen merkwürdigen Kurs? Ich habe sogar eine Urkunde dafür, für den Diplomflirter! Vielleicht bin ich auch ein Auto, wenn ich mich in die Garage stelle! Es gab nicht mal eine coole Lehrerin, der man nachrufen konnte: „Ist die geil, ey!“ Stattdessen hatten wir einen Lehrer, wo wir das nicht sagen konnten.

Die Sache hatte noch einen anderen Haken: Wir waren drei Männer und nur eine Frau in der Seminargruppe. Das Studium fingen wir mit einem Interview an. Doch statt einem sexy Mädels bekam ich einen 35-jährigen Sack, der seit seiner Geburt Single ist. Neben ein paar halbwegs interessanten Übungen, gab es noch einen langweiligen Film.

Alles in einem: Was ist Flirten? Laut Wikipedia ist als „Flirt die erotische motivierte Annäherung zwischen zwei Personen durch die Herstellung eines charmanten, unverbindlichen Kontakts zu verstehen.

Der Flirt beginnt meist mit einem Blickkontakt, kann jedoch auch sprachlich (Smalltalk) oder durch eine Handlung (z. B. eine Tür öffnen, etwas tragen helfen) begonnen werden. Der Flirt lebt vom Spiel mit erotischer bzw. sexueller Spannung. Der Flirt endet manchmal in einer erotischen Beziehung.

Entscheidend für das Gelingen eines Flirts ist in der Regel die Körpersprache. Es gibt auch Flirts, die ohne diese Komponente auskommen wie Chat-, Mail- oder Briefkontakte.“

Flirten ist der erste Schritt zu einem Mädchen oder zu einem Jungen ranzukommen. Aber es ist auch ein Spiel, um Spaß zu haben. Ein Beispiel: Ein junger Single trifft eine alte Frau, die verheiratet ist. Der Herr ahnt diese Gefahr nicht und beginnt einen Flirt. Der Flirt ist für diesen Herrn etwas Schönes ... und dann passiert das Unglück. Mal sehen, vielleicht mache ich den Ehrendoktor in Flirten, und eines Tages bekomme ich dann den Nobelpreis in Biologie!

Abwarten und Tee trinken!

Poesie

von Max Bayr

I.
der
erste Schock
kam am ABEND

mein Vater haute neulich einen Nagel in die WAND
doch er traf nicht die WAND
doch er nicht die WAND
dafür traf er seine HAND

II.
Das Mädchen will die Gabel in die STECK
Dose stecken
Damit die AUTos nicht zu schnell rasen.
Und mein kleiner Bruder wollte nicht
SESAMSTRASSE gucken

III.
und wenn die LEute Suppe kochten
dann sah der Fisch ihnen stumpfsinnig zu

IV.
Hier muss ein Bücherregal an die Wand
Der GIPser verputzt die Wände
Der Maler streicht die Wände
Da oben auf dem Berg ist der Teufel los

V.
Suhaheli
Wut
wehli

schwup schwele
kuwi kehle
schwup schwein quwu kuwi kehle

my kiss my kiss popo

Seminare für die Beschädigung beschädigender Verhältnisse

18. - 20. Mai 2007

Naming the Beast

Einführung in Kapitalismuskritik

Wie funktioniert eigentlich der Kapitalismus? Und warum? Bricht er irgendwann zusammen, ist er das viel beschworene ‚Ende der Geschichte‘ oder wird er selbst irgendwann Geschichte sein? Worin besteht emanzipatorische Kapitalismuskritik heute?

01. - 03. Juni 2007

Was ich noch sagen wollte...

Rhetorik für Einsteiger_innen

Wolltest du auch schon mal vor vielen Leuten etwas sagen und hast dann schnell zurückgezogen, weil du dich nicht getraut hast? Oder warst du so aufgeregt, dass du falsch verstanden wurdest? Viele Menschen haben Angst vorm Reden, doch das Problem ist nicht unlösbar! Auf diesem Seminar geben wir dafür ein paar Tipps, nicht nur für Diskussionsbeiträge und Vorträge.

08. - 10. Juni 2007

Gib mir ein T-Shirt mit Andreas Baader drauf!

Der Mythos von der RAF

Wir wollen uns in diesem Seminar intensiv mit dem (Selbst-)Bild der deutschen Linken der 1970er Jahre beschäftigen und die RAF auch mit anderen radikalen Gruppen dieser Zeit vergleichen. Ein Schwerpunkt soll darauf liegen, über verschiedene Kritikfelder nachzudenken, zu diskutieren und eine linke RAF-Kritik zu formulieren.

22. - 24. Juni 2007

Großes Kino, ganz großes Kino!

Dein eigener Kurzfilm in Höchstgeschwindigkeit

An einem Wochenende wollen wir uns den grundlegenden Themen bei der Produktion eines Kurzfilms widmen. Die Form ist offen und hängt davon ab, worauf Ihr Lust habt. Inhaltlich wird es um die Auseinandersetzung mit Sexismus und Rassismus gehen.

Mehr Infos, weitere Seminare und Reisen unter:
www.naturfreundejugend-berlin.de

NATURFREUNDEJUGEND BERLIN

Brief an das US-Justizministerium

US Department of Justice
Immigration and Naturalization Service
uscis.webmaster@dhs.gov

Berlin, April 2007

Sehr geehrte Damen und Herren,

bei der Einreise in die USA wird den Bürgern unseres Landes im Auftrag Ihrer Behörde ein Fragebogen vorgelegt (Formular 1-94W). Dieser enthält unter anderem folgende Fragen:

- „A. Leiden Sie an einer ansteckenden Krankheit? Sind Sie körperlich oder geistig behindert? Betreiben Sie Missbrauch von Drogen oder sind Sie drogenabhängig?
B. Steht hinter Ihrer Einreise die Absicht, sich an strafbaren oder unmoralischen Handlungen zu beteiligen?
C. Waren oder sind Sie in Spionage-, Sabotage- oder terroristische Aktivitaeten verwickelt? Waren Sie am Völkermord ... des nationalsozialistischen Regimes Deutschlands ... beteiligt?“
D. Beabsichtigen Sie, in den Vereinigten Staaten zu arbeiten? Sind sie jemals ... abgeschoben worden?“

Das Formular enthält den Hinweis, dass, wenn man eine der Fragen mit „Ja“ beantwortet, die „Einreise in die Vereinigten Staaten verweigert werden könnte.“

Weiter heißt es: „Die erforderliche Zeit zur Vervollständigung des Formulars errechnet sich wie folgt: (1) 2 Minuten für die Durchsicht ...; (2) 4 Minuten zur Vervollständigung des Formulars bei einer durchschnittlichen Zeit von 6 Minuten pro Antwort. Falls Sie sich zur Genauigkeit dieser Schätzung äußern oder Vorschläge machen möchten, wie dieses Formular vereinfacht werden kann, wenden Sie sich bitte an folgende Stellen...“

Ich komme Ihrer Aufforderung gern nach und schlage folgende Vereinfachung vor:

Sind/ waren/ werden Sie

A. krank, behindert, drogenabhängig?

B. straffällig, unmoralisch?

C. Spion, Saboteur, Terrorist, illegaler Arbeitsmigrant?

Der Hinweis auf die Nationalsozialisten sollte in Anbetracht der Tatsache gestrichen werden, dass Angehörige dieser Gruppe unserer und Ihrer Regierung – als Wissenschaftler, Politiker, Verwaltungsbeamte – gute Dienste im Kampf gegen den Kommunismus geleistet haben. Statt dessen sollten neue Gefährdergruppen aufgenommen werden, z.B. Islamofaschisten, Laizisten und Extremdemokraten.

Ich hoffe, ich konnte Ihnen behilflich sein und wünsche Ihnen einen guten Fahndungserfolg bei den unter A bis D genannten Gruppen. Übrigens hat ein Selbstversuch ergeben, dass die Zeit zur Beantwortung der Fragen auf 2 Minuten reduziert werden kann, da z.B. Behinderungen oder Abschiebungen im allgemeinen gut in Erinnerung bleiben. Leider hat es sich unter diesen Voraussetzungen als unmöglich erwiesen, das gesamte Formular in der angegebenen Zeit von 4 Minuten auszufüllen.

Hochachtungsvoll,

Michael Zander

Impressum

Mondkalb erscheint vorerst unregelmäßig aber in immer noch überschaubaren Zeitabständen

An der Ausgabe wirkten mit: Jan Plöger (V.i.S.d.P), Karsten Krampitz (Schlussredaktion), P.R. Iapos (Redakteur für alles Schöne), Rebecca Maskos (Dependance Bremen), Irene Poczka (Geschäftsführung), Victor Eisele, Jonas Becker, Elisabeth Löffler, Michael Zander, Norbert Lippolt und Max Beyer

Fotos: Knut Hildebrandt, Günther Zimt, Emily Lebetzis; Karrikatur S. 2: Rattelschneck

Layout & Mondkalblogo: Stefan Gerbing

Es konnten nicht alle Bildrechte geklärt werden. Sollten Sie der Meinung sein, dass sie Rechte an von uns verwendeten Bildern besitzen, wenden sie sich bitte an die Redaktion.

Redaktionsschluss: 18.04.2007

Kontakt:
Mondkalb
Stuttgarter Straße 46
12059 Berlin

Besonderer Dank geht an die Fürst-Donnersmarck-Stiftung, die Naturfreundejugend Berlin, das Art-Pub „Wallywoods“, ambulante dienste e.V., Gott, uns

Für alle offene Mondkalb-Redaktionstreffen finden am Mittwoch, den 6. Juni und am Mittwoch dem 4. Juli statt. Beginn ist 18 Uhr, Ort ist die Carl von Linné-Schule, Paul-Junius-Str.15, 10367 Berlin). Telefonische Nachfragen unter: 0160/95693461.